

Die Tänzerin von Myrina.

Humoreske von Carl Busse.

Der lange Bredow war noch immer ein lustiger Bruder. Er lebte sich um die fünfzig herum nicht schlecht, besonders wenn man Erinnerungen hat.

Nach einem kurzen Souper sagte einer aus dem Kreise: „Sie sind heute besonders nett, lieber Bredow, wie war's, wenn Sie etwas erzählten. Gersdorff hat mir den Mund wässrig gemacht; es soll da eine Geschichte mit einer Tänzerin geben. hm, wir sind ja unter uns.“

Der Hausherr kniff das linke Auge zu.

„Daran erkenne ich den guten Gersdorff. Er muß die Leute immer zum Narren halten. Nichts nämlich ist so harmlos wie diese Geschichte, wirklich.“

„Tänzerinnen und harmlos? Na, hören Sie mal. Uebrigens, es soll ja ganz etwas Apartes gewesen sein. Aus Kleinasiens, wie?“

„Ganz recht. Aus Myrina. Wo das liegt, weiß ich selber nicht mehr.“

„Und hübsch?“

„Dante. Es ging. Ich war froh, als ich sie los war. Sie war nämlich, unter uns gesagt, nicht echt.“

Die meisten stupten, machten große Augen und nahmen die Cigarre aus dem Mund.

„Besagte Tänzerin, von der Gersdorff gemunkelt,“ fuhr Bredow nach einer Pause gemütlich fort, „war nämlich eine Terzotofffigur, man nennt das heute alles Tanagra! Brr, wie die Gestalt lang werden! Aber zur Strafe will ich das Geschichtlein jetzt wirklich erzählen.“

Vor... sagen wir: fünfundsiebzig Jahren existierte in der Steglitzer Straße in Berlin ein kleiner Laden, der mit allem möglichen Gerümpel vollgestopft war. Antiquitätenhandlung von Jonas Beringer stand auf dem Schilde.

Es war damals eine Zeit, in der das Geld sozusagen auf der Straße lag. So in den flehzierten Jahren noch vor dem großen Krach. Man hatte kurz vorher die berühmten Funde in Tanagra gemacht, und alles, was mitzählte, mußte natürlich solch ein Terzotoffstückchen sein eigen nennen. Ich war immer ein hübschen Karitätenkammer gewesen, natürlich ohne je etwas Werthvolles erwerben zu können; denn dazu langte das Geld nicht. Aber ich hoffte doch, das Glück würde mir einmal wohlwollen.

Da kommt eines Abends Jonas Beringer in vollster Aufregung zu mir. „Hochwohlgeborener Herr Bredow... ph, reden Sie nichts. Ihren Wohlthäter werden Sie mich nennen!“ Und wickelte so ein Fährchen aus, eine Tänzerin, sehr nett, gemacht, wirklich.

„Wissen Sie, was das ist? Die Tänzerin von Myrina! Sie hatten die Tänzerin von Myrina in Händen, mein Herr!“

Ich seufzte bewunderndes Erkennen. „So, so... ach!“ Und wog das Fährchen mit der Hand.

„Hören Sie,“ sagte Jonas Beringer dumpf, „die Metropole von Myrina ist der Fundort dieses Werkes. Alle diese Funde mit ganz wenigen Ausnahmen hat das Louvre erworben. In zwei ganz gleichen Exemplaren ist diese Tänzerin von Myrina vorhanden, nicht mehr! Und wenn Sie die Welt abjuden! Hier ist das eine Exemplar!“

Er holte tief Athem. „Es ist unbezahlt natürlich. Es war bislang im Besitze einer gräflichen Familie. Mithide Verhältnisse... es kriecht überall... wir verstehen uns! Wer kauft derartige verschönten? Jonas Beringer. Hier ist ich — die Tänzerin von Myrina gehört mir!“

hm, es leuchtete mir ein. Zimmer stehender betrachtete ich das kostbare Fährchen. Aber um keine Dummheiten zu machen, schob ich es vorsichtig dem Händler wieder hin.

„Alles schön und gut, doch nichts für mich, Herr Beringer. So was kann ich mir nicht leisten.“

„Hochwohlgeborener Herr Bredow, ich bin Kunstfreund. Sie sind Kunstfreund. Wär ich ein gewissenloser Kaufmann, sag' ich; ach, neunhundert Mark will ich dafür. Aber ich bin ehrlich. Unter der Bedingung, daß der Kauf geheim bleibt, hab' ich das Meisterwerk für hundertunddreißig Mark erstanden. Dessehalb in meinem Laden ausstellen darf ich es nicht. Gut: es soll für hundertundfünfzig Mark Ihnen gehören!“

„Woju lange reden? Ich kaufe die Tänzerin von Myrina, Jonas Beringer sah sie noch einmal mit einem langen Blick an. „Wahren Sie sie gut!“ Dann ging er.

Ich zeigte unter strengster Discretion dem guten, närrischen Gersdorff die Statuette. Natürlich hatte er keine Ahnung, und da er sich etwas auf seine Pfiffigkeit zu gute that, begann er gleich mit der Möglichkeit eines Betrugss zu rechnen. Er verzog das Gesicht und zweifelte so lange, daß wir beinahe in Streit geraten wären. Wie es immer zu gehen pflegt, blieb ein Stachel in mir zurück. Und als wir uns noch einmal in die Haare kamen, schlug Gersdorff vor, er wolle von seinem Oheim mittertscherieis, einem berühmten Kunsthistoriker, ein Urtheil einholen.

Dieser berühmte Oheim hatte meine „Tänzerin“ nur ein paar Minuten in

der Hand, als er zu lachen begann. Es soll sich, erzählte mein Freund, grobhartig angehört haben: denn er lachte mit dem Bauche. Dann sagte er: Das kommt davon. Jeder will heut Terrakotten. Die alten, die man findet, langen nicht. Da macht man sie nach. Uebrigens, noch nicht mal schlecht gemacht!

Ich war geschlagen. Aber dann... na, es war gut, daß Jonas Beringer in der Steglitzer Straße sah! Hätt' ich ihn hier gehabt!

Natürlich wollte ich ihm schreiben, wenn ich innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht mein Geld wieder hätte, würde er wegen Betrugs angezeigt.

Das redete mir Gersdorff schließlich aus. Während ich wie ein brüllender Löwe in meinem Zimmer auf und abging, sah er sich die Tänzerin an.

„Was giebt Du zum Besten, wenn ich Dir Dein Geld wieder dafür verschaffe? ... Man könnte es verschaffen.“

Fünfzig Mark woll' ich gern für einen feinen Abend opfern. Er war's zufrieden. So entwarfen wir einen Kriegsplan. Die großen Rüge hatte er schon im Kopfe. Die Einzelheiten überlegten wir genauer.

Am nächsten Tage ließ ich Jonas Beringer rufen. Schon wie er zur Thüre hereintrat, sah ich ihm das schlaue Gesicht an. Warte, Fährchen! Und ich drückte ihm leuchtenden Auges die Hand und dankte ihm begeistert, daß er mir das herrliche Meisterwerk abgelassen.

Er stuchte, fürchtete bei all seiner Schläue eine Dummheit gemacht zu haben und ward unruhig. Aber meine Lebenswürdigkeit war unwiderstehlich. Er fühlte sich selbst erhoben durch seine edle Menschenfreundlichkeit und wehrte bescheiden ab, die linke Hand auf dem Herzen.

„Nun aber, Herr Beringer, die Hauptsache. Eben erhalte ich von einem Freunde einen Brief. Danach sind im ganzen auf der Metropole von Myrina drei Tänzerinnen gefunden worden. Die eine war leider zerstört. Die zweite verschwand spurlos — offenbar ist dies die unsre. Die dritte, die eine leichte Abseuerung an der Seite zeigen soll, versuchte das Louvre zu erwerben, dem jedoch ein englischer Lord zuvorkam. Von London ward sie an einen bekannten Berliner Bankier verkauft. Wir wissen alle, daß wir nach den Jahren des ungeduldeten Grünberthums vor fürchterlichen Krachs gerade in der Bankwelt stehen. So erzählt man sich in Kunstkreisen, daß der betreffende Bankier auch vor dem Sturze noch manches versprochen wolle. Darunter eventuell auch die dritte, das heißt die zweite vollständige „Tänzerin von Myrina.“ Es wird natürlich auch geheim gehalten. Welche! bald! Halten Sie die Augen offen, Beringer... möglicherweise erwischen Sie sie. Und wenn's für eine Stange Gold ist! Ich jage Ihnen das unter der Bedingung, daß Sie keinen — verstehen Sie wohl: keinem das Wert früher anbieten als mir. Die beiden Tänzerinnen in meinem Besitz... ach, das war 'was. Wenn's die Kasse ausfällt... ich verpflichte mich allerdings zu nichts!“

„Du gar nichts. Hochwohlgeborener Herr Bredow!“ rief Jonas Beringer begeistert. „Tag und Nacht will ich spähen. Und wenn ich sie habe... wenn ich sie habe — Sie werden von mir hören!“

„Raus war er! Dieses war der erste Streich. Zwei Wochen verstreichen. Da fällt der Hauptschlag. Gersdorff bringt seinen Bedienten mit, einen gewissen Jungen. Die „Tänzerin von Myrina“ wird an der linken Seite etwas abgeseuert, darauf sorgsam verpackt und der Bursche genau instruiert.

Er sollte natürlich zu Jonas Beringer. Er werde geschickt, ob der Händler diese Statuette kaufen wolle. Was sich nun entwickelte, haben wir uns dreimal erzählen lassen.

Beringer wickelt aus mit geringfügigem Lächeln. Das gehört zum Geschäft. Er stucht, erschrickt, unterdrückt kaum einen Ausruf, sieht nach der abgeseuerten Seite. Dann, sich zur Ruhe zwingend: „Nicht viel werth, guter Freund — aber weil Sie's sind: wie viel wollen Sie?“

„Zweihundert Mark!“

Entsetzensschrei. Jonas Beringer fragt, ob er Wihe mache. „Nein!“ Und der Bursche steckte die Figur ein: „Dann soll ich zu Feltnet gehen!“

Feltnet ist ein Conturrent in der Wilhelmstraße.

Der Händler windet sich. „Ja,“ der Bursche, „der Herr weiß, daß die Figur geschickt wird.“

„Wer ist denn Ihr Herr?“

„Das darf ich nicht sagen!“

„Dann will ich's thun!“ ruft Beringer — „ein Bankier!“

Der Bursche zuckt die Achseln. Hundertmal ist er schon am Fortgehen; hundertmal zieht der Antiquitätenhändler ihn zurück. Der Schweifläufer ihm von der Stirn. Schließlich gelinnet es ihm, das Meisterwerk für 150 Mark zu erlösen.

Als der Bursche uns, es war in Gersdorffs Wohnung, das Geld auf den Tisch zählt, konnten wir vor Lachen nichts sagen. Die „Tänzerin von Myrina“ war ich los.

Am nächsten Morgen, in aller Herzogtsfrühe, stürzt Jonas Beringer in mein Zimmer.

Er nahm sich für den Gruf seine Zeit, er vergah das „Hochgeborener

Herr Bredow!“ Er rief nur strahlend, schwindend, leuchtend: „Ich hab' sie... ich hab' sie...! Billig bekommen dazu... 250 Mark... dreihundert woll' er... tausend ist sie werth... sie hat die abgeseuerte Seite!“

Aber weiter ließ ich ihn nicht reden. „Gut, daß Sie da sind, Sie sind ja ein sauberer Patron! Wissen Sie, Herr, daß ich Sie dem Staatsanwalt anzeigen werde? Und Sie wagen noch, mir unter die Augen zu treten? Wissen Sie denn nicht, was Professor (hier nannte ich Gersdorffs berühmten Onkel) erklärt hat? Die „Tänzerin“, die Sie mir verkauft haben, ist eine ganz gewöhnliche Fälschung! Es ist Schwindel mit Myrina, sie hat die Metropole in Kleinasien nie gesehen! Sie steht zu Ihrer Verfügung... ich werde sofort...“

„Herr Bredow,“ schrie er auf und taumelte jurid. „Ist Schwindel, Herr! Das haben Sie so gewiß gewußt, wie zwei mal zwei vier ist! Und trotzdem wagen Sie noch, mir eine zweite zu bringen? Ich möchte sofort mein Geld wieder... Die Figur steht zu Ihrer Verfügung!“

Na, malen Sie sich die Szene weiter aus. Wie aus Schreck und Staunen Angst wurde, daß es ihm noch schlimmer ergehen könne; wie er seine Unschuld betheuerte, wie er bat; ich sollte ihn nicht ruinieren! Schade, daß damals die Phonographen noch nicht erfunden waren! Schließlich verzichtete ich großmüthig auf Anzeig, noch großmüthiger auf Ertrag der 150 Mark.

Jonas zog getnickt mit seiner kleinen asiatischen Kariköl ab. Schaben hatten wir beide nicht.

Oder ich doch? Richtig: Die 50 Mark für den Abend. Der Abend war schön. Nicht Wenig Claque!... solbde Weichen! Und die ersten Gäste jeder neuen Flasche klangen lustig zusammen.

„Es lebe die Tänzerin von Myrina, die nie gelebt hat!“

Aus den letzten Stunden der napoleonischen Dynastie.

Anschaulicher und lebenswahrer, als ein jüngerer Historiker es vermöchte, hat Emile Zola in „La Debacle“ die traurig-lächerliche Rolle geschilbert, die Napoleon der Dritte zwischen den Tagen von Saarbrücken und Sedan 1870 spielte. Ein Schattenkaiser, der Alton im Wege stand, der Kaiserin-Regentin und dem Ministerium in Paris, die von seiner Anwesenheit den Ausbruch einer Revolution befürchteten, und der Armee, über die er zwar nominell den Oberbefehl führte, die ihn aber nur mit sich schlepte wie eine Last, ein Hemmniß, ihn, den von unaufhörlichen Schmerzen Gequälten, rascher Entschlüsse unfähigen, und seinen ganzen unendlichen Trost von Adjutanten, Kammerherren, Aerzten, Dienern und Köchen. Bis kurz vor der Katastrophe von Sedan begleitete der kaiserliche Prinz Louis seinen Vater, dann begann für den Anaben und seine Begleiter eine lange Zerrfahrt von Stadt zu Stadt, im Wagen, in der Eisenbahn, bis die Nachricht von den Ereignissen des 4. September in Paris, dem Zusammenbrüche der Monarchie, sie zu schleuniger Flucht auf den neutralen Boden Belgiens zwang.

Diese Dohrsee des kaiserlichen Kindes, des Erben und der Hoffnung der napoleonischen Dynastie, bildet den Inhalt eines jeden in Paris veröffentlichten Buches, dessen Verfasser, A. Minon, sich damit, wie er selbst angibt, das Ziel gesetzt hat, nur einen „geschichtlichen Punkt mit historischer Wahrscheinlichkeit zu fixiren.“ Aber gerade die einfache Wergabe der bloßen Thatfachen, ohne Reflexionen, wirkt eindrucksvoller als jede andere Darstellung. Niemand wird ohne Mitgefühl diese Schilderung der letzten Todesstunden eines zusammenbrechenden Kaiserreiches lesen, wie sie sich hier abspielen: die Kaiserin in Paris täglich vor einem Aufstande zitternd und endlich mit Mühe den Anführern entinnend, der Kaiser als Gefangener auf der Fahrt nach Deutschland, der Kronprinz kreuz und quer, hiehin, dorthin geschoben, ohne Kenntniß des Geschehenen, aber doch voll langer Ahnung.

Am 28. Juli waren der Kaiser und der Prinz von Saint-Cloud aus nach Metz zur Armee gefahren. Am 2. August hatte der Prinz die berühmte „Feuertaufe“ bei Saarbrücken erhalten und zur Erinnerung ein preussisches Geschöß mitgenommen. Als dann die schnellen Siege der Deutschen das französische Heer zum Rückzuge trieben, verließen beide am 14. August Metz, übernachteten Tags darauf in einem kleinen Dorfwirthshause in Gravelotte, das gerade nur zwei arme Stube enthielt, und fuhr am 16. früh vier Uhr im offenen Wagen in der Richtung nach Verdun ab. Hier sah der Kaiser wohl zum letzten Male den Marschall Bazaine, der mit Canrobert und Bourbaki gekommen war, sich von seinem Souverän zu verabschieden, zugleich aber, um sich von seiner Abreise, die er sehnlichst wünschte, zu überzeugen. Nun ging es unter dem Geleite von vier Schwabronen Kavallerie, die eine Zeit lang Galopp, des

Kaisers Liebling, befehligte, in scharfem Trab fort, oft in solcher Nähe des Feindes, daß deren Patrouillen abgewartet werden mußten. In Verdun besiegten Napoleon und Louis einen Eisenbahnwagen dritter Klasse, das Gefolge richtete sich in Viehwagen so gut wie möglich ein, und so langte man im Lager von Chalons an. Hier vergingen dem Prinzen einige ruhige Tage. Noch war die Armee in ihrem Kerne gut tauglich gefimmt, und wo der schmutzige, junge Kronerbe in seiner Unterleutnants-Uniform erschien, feierten Offiziere und Mannschaften ihn liebhaft. In diese Tage fällt die folgenschwere Berathung des Kaisers mit Rouher und MacMahon, in welcher auf das Drängen Rouhers, gegen den Vorschlag MacMahons, der verhängnisvolle Entschluß gefaßt wurde, eine Vereinigung der Truppen MacMahons mit denen Bazaines zu versuchen, statt den einzigen richtigen Plan auszuführen, so wie Napoleon der Erste es 1814 gewollt hatte: alle Streitkräfte zu versammeln und vor den Mauern von Paris die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Als bald, nachdem Rouher nach Paris zurückgekehrt war, wurde der kaiserliche Prinz zunächst nach Reims gebracht, wo der Unterpräfelt ihm zu Ehren ein Diner gab — die letzte offizielle Ehrung auf französischem Boden — und dann nach Tourteron, einem Orte auf der Straße nach Sedan.

In Tourteron trennten Napoleon und sein Sohn sich. Sie sollten sich erst sieben Monate später in Giselhurst, in der Verbannung wiedersehen. Mit seinem Gefolge, das aus drei Adjutanten und einem Hofstallmeister, sowie einem Zuge Hundert-Garde bestand — erster Adjutant war der Capitän, spätere Admiral Duperre — brachte der Prinz die nächste Nacht, am 28. August, in Sedan zu und erblüete hier zum ersten Male die wahren Schrecken des Krieges, Todte, Verwundete, eine vor dem nahenden Feinde in Angst und Schrecken vergebende Bevölkerung. Nun ging es theils zu Wagen, theils mit der Bahn über Metz, Charleville nach Avesnes, wo, nahe dem Kriegsschauplatz und doch außerhalb der Gefahren desselben, drei Tage lang Aufenthalt genommen wurde. Ein eigenhümlicher Zufall fügte es, daß der Prinz in dem gleichen Hause wohnte, in welchem Napoleon der Erste wenige Tage vor der Schlacht bei Waterloo genächtigt hatte. Die Bevölkerung der Gegend erwies sich dem kaiserlichen Anaben sympathisch, von allen Seiten strömte man herbei, ihn zu sehen, die Feuerwehr übernahm die Bewachung der Stadt, und Mobilgardes stellten freiwillige Posten aus. Von den Niederlagen, die das Heer schon erlitten, war wenig bekannt, und was bekannt war, fand keinen Glauben. In den Wirthshäusern saßen Bürger und Bauern, beim Weine den Preußen Verderben schmähernd und erlöbte Siege feiernd. Als am 2. September ein Militär-Veterinärarzt die Nachricht brachte, eine große Schlacht sei verloren, hätte ihn die erregte Menge fast gelächelt, und der Bürgermeister verfügte die Verhaftung des Hochverräthers. Da das Gerücht einer Katastrophe indessen auch auf andere Weise lautbar wurde, brachte Duperre seinen Schützling weiter ostwärts nach Landrecies. Mit der Kaiserin war der Capitän in fortwährend telegraphischer Verbindung, indem er mit ihrem Kabinettschef Filloy chiffrierte Depeschen austauschte. Aber man begnügte sich in Paris, ihm kurze Anweisungen zu geben, ohne ihn über den Gang der Ereignisse zu unterrichten. Erst am Abend des 3. September erhielt er durch den Präfecten Mithteilung von der Kapitulation von Sedan und von der Gefangennahme des Kaisers. Bald darauf traf von letzterem, aus Bouillon, eine Anfrage nach dem Befinden seines Sohnes ein. Von alledem sagte Duperre dem Prinzen nichts, hauptsächlich wohl, um den durch die Strapazen der letzten Wochen stark angegriffenen Anaben zu schonen.

Der 4. September brachte die Entscheidung in Gestalt des Befehles aus den Tuilleries, nach Belgien zu gehen. Maubeuge war der letzte Ort, an dem der junge Napoleon französische Boden betrat. Nun kam wohl der schmerzlichste Augenblick, als es hieß, den bunten Leutnantsrock auszuziehen, und auch die Adjutanten Civilkleider anlegen mußten. Immer noch ließ Duperre den Prinzen in Unkenntniß der Ereignisse, und der fragte nicht mehr, Bloß, milde, traurig, aber immer freundlich und höflich zu Jedermann, ließ er alles über sich ergehen. Nur als der Führer der hundert-Garden-Gesorte, die ihn bis dahin geleitet hatte, der brave Leutnant Watrin, sich von ihm verabschiedete, um mit seinen Leuten nach Paris zurückzukehren, brach der Prinz in Thränen aus, fiel dem Offizier um den Hals und drückte ihm immer wieder beide Hände.

Am 5. September, um ein Uhr Morgens, war Namur erreicht. Auch der Kaiser Napoleon befand sich zu dieser Zeit unterwegs nach Kassel, in Belgien, und er legte den Wartsch, sei-

Ein Zukunftsbild.



„Du Papa, was ist denn eigentlich eine Armenschule?“ Da gehen diejenigen Kinder hinein, deren Eltern noch kein Automobil besitzen!“

ren Sohn nach Verdiers zu sich kommen zu lassen und mit sich zu nehmen. Doch ward von preussischer Seite die Genehmigung dazu verweigert. Erst in Namur ward der Prinz über den Fall des Kaiserreiches und das Schicksal seiner Eltern aufgeklärt. Der Gouverneur der Provinz Namur, Graf de Baillet, übernahm die peinliche Aufgabe. Sehr bleich, mit gesenktem Kopfe nahm der Anabe die Botschaft entgegen und bat dann mit leiser Stimme, ihn allein zu lassen. Später löste sich seine Erregung in einem heftigen Thränenausbruch, aber dann zeigte er sich wieder ruhig und gefaßt. Da er nun so schnell wie möglich zu seiner Mutter nach England gebracht werden sollte, stellte ihm der Gouverneur einen Zug nach Ostende zur Verfügung. Trotzdem man sich bemühte, hatte die Zeit der Abfahrt geheim zu halten, hatten sich viele Menschen auf dem Bahnhofe eingefunden, durch deren Mitte er schreiten mußte. Er erschien todträglich, in schwarzen Kleidern, den Hut in der Hand und sich gegen die Menge verneigend. Die Männer entblöhten alle das Haupt, die Damen verbeugten sich vor ihm, viele weinten — es war wohl keiner, der nicht Mitleid mit dem jungen Flüchtling fühlte. Auch bei seiner Abfahrt von Ostende harrte eine große Menschenansammlung auf ihn, aber er entzog sich schnell ihren Blicken, indem er in die Kabine hinabstieg, die der König ihm zur Verfügung gestellt hatte.

Tags darauf konnte die Kaiserin, nach sechs langen Wochen, die alle Nacht und Herrlichkeit der napoleonischen Dynastie über den Hofen geworfen hatte, ihr Kind wieder in die Arme schließen.

Das Schicksal sollte ihr auch diesen Trost nicht lange lassen. A. v. W.

Freiheit. Bauer: „Was fällt Ihnen denn ein, durch mein Gras zu laufen?“ Tourist: „Meinen Sie denn, ich hätte Zeit bis zur Heuernte?“

Nun weiß sie's. Der Zustand Ihres Gatten hat nichts weiter zu sagen, es ist nur Dyspepsie.“

Realistisch. Maler: „Das ist mein neuestes Gemälde „Maurer bei der Arbeit“. Echt realistisch!“ Freund: „Aber sie arbeiten ja gar nicht!“ Maler: „Das ist ja eben das Realistische; streng nach dem Leben!“

Unschicklich. Hausfrau (zum neuen Mädchen): „Aber Marie, Sie sind doch entsetzlich verächtlich!“ Maler: „Das ist ja eben das Realistische; streng nach dem Leben!“

Auch unterm Pantoffel. Über (des Nachts einen Herrn im Bett überfallen): „Na, jetzt aber ent'ich raus mit dem Geld, um elf Uhr muß ich spätestens daheim sein!“

Der echte Amateur. Freund: „Nun, was hast Du denn alles gesehen auf Deiner Tour?“ Amateurphotograph: „Das weiß ich noch nicht, ich muß erst meine Platten entwickeln.“

Soverbel. ... Ihr Herr Schwager ist also eine heitere Natur?“ „D, ich sag' Ihnen — der lacht schon, wenn er nur die Einbanddecke von einem Wigblatt fah!“

Toch etwas. „Hat Dein Prinzipal Dir zu Weihnachten etwas gegeben?“ „Ja, das Versprechen, daß ich nächste Weihnachten, wenn ich noch bei ihm bin, ein Geschenk bekomme.“

Einfacher Zusammenhang. Gast (zu einem prächtigen Weinreisenden): „Aber renommiten Sie doch nicht so sehr!“ Weinreisender: „Das bin ich dem; Renomme meiner Firma schuldig.“

Wortwechsel. „Mein Freundel, wie hast du denn die Kantippe heirathen können?“ „Nun, weißt, ich hab' ihr, wie ein jung waren, mein Wort 'geben, und sie mir das ihre, und so hat ein Wort das andere 'geben, und so dauert denn der Wortwechsel bis heutigen Tag.“

Kasernenhofblüthen. Unteroffizier: „Retrut Dummeher, Sie passen unter die Soldaten, wie der Mont Pelée in ein Nichttrauchercoupe!“

Zu den neuen Rekruten: „Na, Leute, ich hoffe, in die Kaserne wird die Fleischtuch nicht ihren Einzug halten!“

Läst tief bliden. Junger Mann: „Ei, ei, mein Liebchen hat in aller Frühe schon Einlaß besorgt, was birgt denn das Körbchen wohl Süßes?“

Junger Mädchen: „Eine Flasche Bitterwasser für den Vater und einen saueren Bering für den Bruber!“

Ein gutes Gewissen ist ein lautes Rubelkissen. „Sehen Sie mal den Mann dort, der kann schon seit langen Jahren keine Nacht mehr ruhig schlafen.“ „Was Sie sagen, ist es solch ein schwerer Sünder?“ „Nein, aber er ist Nachts Portier!“

Tarum. „Ich möchte die Rechnung!“ ruft ein Reisender Morgens neun Uhr. „Sofort!“ antwortet der Kellner und beginnt zu schreiben. Gegen zehn Uhr findet der Portier den Reisenden im Empfangszimmer, bleich, mit geschlossenen Augen, einer Ohnmacht nahe.

Um Gotteswillen! Was ist Ihnen? „Oh!“ stöhnt der Angeprochene, dem der Angsthörweh bereits auf des Stirne steht, „er schreibt noch immer.“

Leister Wille. Ein alter todtkranter Farmer ließ durch einen Notar seinen letzten Willen niederschreiben.

„Meiner Frau,“ so bestimmte er in erster Linie, „vermache ich tausend Dollars Renten.“

„Und was soll geschehen, wenn sie bei ihrer Jugend sich wieder verheirathet?“

„Dann soll sie zweitausend erhalten.“

„Wie, das Doppelte?“

„Allerdings, der Mann, welcher sich entschließt, meine Frau zu heirathen, soll sich dadurch für seinen Wuth belohnt finden.“

Liebesdrama. Köchin: „Emil, was versteht man eigentlich unter einem Liebesdrama?“ Soldat (schnaufend): „Das wäre zum Beispiel der Fall, wenn ich nach diesem Abendbrot an Wurfgift sterben würde.“

Dilemma. Frau A.: „Sitzt Frau Dreifig Reisenzug gut?“ Frau B.: „Ja, aber er ist so theuer, daß sie die Reife hat aufgeben müssen, um ihn bezahlen zu können.“

Zein gegeben. Dame: „Was glauben Sie wohl, was uns Frauen, wenn wir mal Bewandern werden, am schwierigsten sein wird?“ Herr: „Die Amtsgeheimnisse zu bewahren.“

Beirbild. Wo ist der Frosch?

